Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 26 (1922-1923)

Heft: 1

Artikel: Hermann Gattiker

Autor: A.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662355

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Also sind sie Kinder wie wir?" bemerkte sie fröhlich.

"Haft du einen getan?"

"Ja, Herr!"

"Darf man wissen, was für einen?"

forschte ich.

"Die Zeit mag ihn nennen", wich sie aus und ward ernst und schweigsam. Plötzlich löste sie ihre Hand aus der meinen und sagte: "Die guten Geister mögen bei dir sein, Herr. Du bist lieb!" Dann ergriff sie ihre beiden jüngeren Geschwister bei der Hand, eilte mit ihnen den Eltern nach und verschwand in der Nacht.

Der Wächter am Holzgong schlug die erste Morgenstunde, als ich auf langen Umwegen mich der Pflanzung näherte. Mir war so wohl und träumerisch, als hätte sich mir eine neue Welt geoffenbart, so herrlich, als wäre es mir gelungen, Morgenland und Abendland mitein=

ander zu versöhnen.

In kleinen Pflanzerbugghs und zweirädezigen Mietkarren, alle mit schweißtriefenden Batakponhs bespannt, kutschierten die Assistenzen den Bentor vorbei, ihren

zum Teil noch fernen Wohnungen zu. Sie hatten im Klub des Bezirkshauptortes einige Stunden in fröhlicher Gesellschaft verbracht, Politik getrieben, und das alte Europa neu aufgeteilt. Ich aber glaubte, das Paradies im Morgenland entdeckt zu haben.

Aus der Ferne mischten sich die feinen Stimmen des Gamelans mit dem Schwirren und Rauschen der Zirpen im Gras und auf den Bäumen, in Steppe und Busch, die sich um unsere Ansiedelung ausdehnten. Endlich kam ich in meinem Wigwam an, ich wußte nicht wie, und suchte mein Lager auf. Abendland und Morgenland gingen mir im Kopf herum. Lange noch rätselte er über Natur und Kultur, Einheit und Zerrissenheit und fand dann seine Ruhe im Gedenken an eine junge Vollnatur, die mir das verkörperte, was wir im Abendland Harmonie mit dem All zu nennen pflegen.

"Simujah...., Simujah!" Ich hörte den Wächter die zweite Stunde nicht mehr schlagen, sondern war im Gefühle des "Zusammenhangs mit dem All und Ginen" eingeschlummert. — (Fortsetzung folgt.)

Lachende Begleifer.

Viele fausend Stunden sinken, Müde Kämpser, hin zur Ruh. Aber die im Lenzesblinken Du erlebt, nimmst selig du Mit als lachende Begleifer Und als frohe Lebensstreifer. Johanna Siebel, Zürich.

Hermann Gattiker.

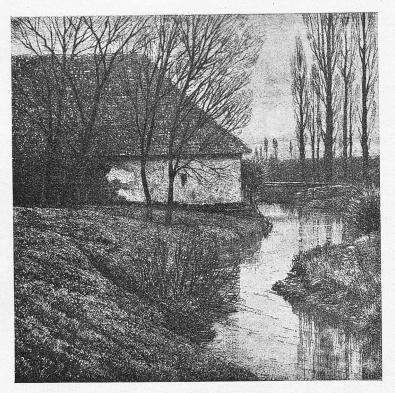
Von A. V.

Obschon er bei seiner Geburt selbst mit das bei und sogar die Hauptperson war, wüßte uns Hernann Gattiker ebenso wenig darüber zu berichten wie andere "Hochwohlgeborene", wenn ihm seine Mutter nicht später das Drum und Dran des öftern erzählt hätte. Nämlich, daß es ein wunderlinder Märzensonntag gewesen. Über See und Gebirge hätte blendender Sonnenschein und auf den Straßen sußhoher Staub gelegen, was die Bauern bekanntlich gerne sehen. "Märzenstaub bringt Graß und Laub", lautet eine alte Kalenderregel. Im Gärtchen vor dem Hause hätten bereits die Leberblümchen und die Erokusse geblüht, und

durchs offene Stubenfenster sei die erste Biene ins Kämmerlein der jungen Wöchnerin geflogen. Und eben im Augenblick, da er zur Welt gekommen, hätten die Kirchenglocken zu läuten angefangen, und im Nebenzimmer habe sein vier Jahre altes Schwesterchen mit heller Stimmer gesungen:

Welt war verloren, Chrift ward geboren; Freue dich, freue dich, O Chriftenheit!

Frgendwo hat Hermann einmal gelesen, daß jede junge Mutter glaube, in ihrem Kindlein der Welt einen Erlöser oder sonst etwas



Die Mühle bon Darlanden.

Großes geschenkt zu haben. Ob seine Mutter so große Rosinen für ihn im Kopf hatte, weiß er nicht. Angesichts des seierlichen Empfanzges, der ihm zuteil wurde, wäre es ihr gewiß nicht zu verargen gewesen; doch hätte der ihn beäugelnde Hausarzt ihr solche Illusionen rasch genug zerstört.

"Frau Gattiker", sagte er nämlich zu sei= ner Mutter, "Euer Anäblein ist gottlob ganz normal und gesund; aber ein versligt winzi= ges Anirpschen. Seht Euch doch diese Sänd= chen an! So dünne Fingerchen hab' ich mei= ner Lebtag noch keine gesehen! Das wird ge= wiß einmal ein Schneider; wenigstens hat er die Nadeln gleich mitgebracht!"

Der gute Mann glaubte wohl selber kaum, daß er damit ein prophetisch Wort gesprochen habe. Denn mit den Nadeln, als Hermanns künftigem Handwerkzeug hatte es seine Nichtigkeit, so greulich der Doktor in Bezug auf den Beruf daneben getroffen. Aber was konnte zu damaliger Zeit ein schweizerischer Landarzt davon wissen, daß es in dieser Welt außer Nähz, und Stricknadeln auch noch — Kadierznadeln gibt?

Wir dürfen uns freuen, daß es solche schon damals gab, denn ohne sie wäre unser Radie-

rer wohl — gleich Maler geworden, was er jest ist; denn ein starker Drang zur Kunst war ihm eingebozen. Das zeigte sich bald. Geboren am 12. März 1865 in Enge bei Züzrich, bezog er schon 1880 die Zürcher Gewerbeschule, wo ihn (bis 83) besonders Prof. Regel plastisches Sehen und Verstehen lehrte und damit eine Fähigkeit entwickeln half, die für Gattifers Kunstschaffen bis auf den heutigen Tag bezeichnend und lebendig geblieben ist. Weniger gepflegt wurde unter Prof. Freytag der Sinn für das Malerische.

Nach furzem, auf seine fünstlerische Entwicklung ohne Einfluß gebliebenen Aufenthalt in den Ateliers der Maler J. Schenker in Luzern und Prof. F. Preller jun. widmete der sich ohne Lehrer weiterbildende junge Künstler in Dresden der Landschaftsmalerei. 1886—92 wurde Hermann Gattiker mit dem Unterricht des Prinzen Johann Georg von Sachsen

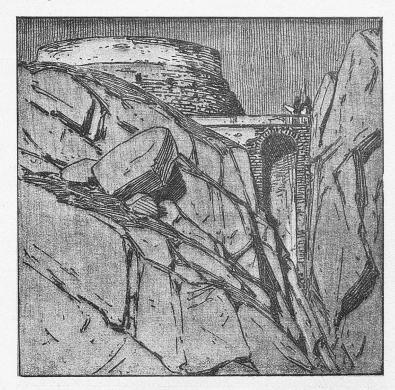
betraut und auch anderwärts als ernster, aure= gender Zeichenlehrer hoch geschätzt. Im Früh= jahr 1895 siedelte er nach Karlsruhe über, stu= dierte an der dortigen Akademie unter Prof. Rrauskopf die Radierkunst und wandte sich ihr hinfort als dem Berufe zu, welchen er als seiner Begabung am meisten entsprechend em= pfand. Seine in Auffassung und Technik ein ganz selbständiges Talent bekundenden Arbei= ten fanden bald Anerkennung, und er erhielt dafür u. a. in der Ausstellung graphischer Ar= beiten in Karlsruhe 1898 den ersten Preis. Im selben Jahre kehrte er vorübergehend, dann 1899 dauernd — nach Zürich zurück, um hier als Lehrer für Landschaftszeichnen nach der Natur an der Kunstgewerbeschule tätig zu sein, gab diese Stelle indessen nach einigen Jahren wieder auf, da er es vorzog, sich in freierer Weise dem Unterricht zu widmen und für eigene Arbeiten mehr Muße zu gewinnen. 1889 war das "Motiv aus dem Riefengebirge" aus der Schweizer. Turnusausstellung in Privatbesitz übergegangen und 1891 sein "Abendspazier= gang" durch die Hermannstiftung für die Ga= lerie vaterländischer Künstler in Dresden er= worben worden. Mit einem Teil seiner Ra= dierungen ist er in der Kupferstichsammlung des Eidgen. Polytechnikums vertreten.

vollständige Sammlung nebst einer Reihe Zeichnungen und Bilder be= sitt Herr F. D. Pestalozzi in Zürich. Seine Gemälde sind fast alle in deut= schem und schweizerischem Privatbe= sitz. An Kunstausstellungen beteiligt er sich seit 15 Jahren nicht mehr; feine Bilder gehen ohne weiteres an Abnehmer. Es wäre aber an der Zeit, einmal sein gesamtes Schaffen dem Publikum vorzuführen, und der kommende 60. Geburtstag dürfte dazu den äußeren Anlaß bieten. Sie würde uns den sprechendsten Aufschluß über des Künstlers Entwick= lung geben. Durch seiner Hände Ar= beit hat Hermann Gattifer die Mit= tel erworben, um sich in Rüschlikon, in einem schönen Winkel unterhalb des Belvoir, im italienischen Stil ein Landhaus erbauen zu lassen, das ihm ein originelles Heim und zu= gleich eine lichtvolle Werkstätte bie= tet. Garten und Haus sind von Bäumen und Gesträuch aller Art

prachtvoll übergrünt — das Ganze ein zaubershafter Winkel der Arbeit und damit des Glükstes, hoffen wir, auf lange hinaus: denn Hermann Gattiker befindet sich noch in voller

Schaffenskraft.

Nach des Künstlers Auffassung hat es kei= nen besondern Zweck, ausführlich zu erfahren, trelche Schulen er besucht und welche Lehrer er gehabt hat. Denn er ist fest überzeugt, daß, wenn er ganz andere Schulen besucht und ganz andere Lehrer gehabt hätte, aus ihm nicht weni= ger und nicht mehr geworden wäre. Was wir sind und werden, liegt alles schon von Anfang an in uns, und alles äußere Erleben kann nichts anderes an uns bewirken, als zu wecken, was in uns schlummert, und zur Reife zu bringen, was sich in uns entwickelt hat. Wir schreiben, so meint Hermann Gattiker, mit Unrecht irgend einem Creignis eine besondere Bedeutung für die fernere Entwicklung zu; wenn nicht dieses, so hätte irgend ein anderes ähnliches Erlebnis uns betroffen, das dieselbe Wirkung auf uns ausgeübt haben würde. Die Welt ist voller Ereignisse. Nicht auf dieses oder jenes kommt es an; sondern unser innerer Zustand, unsere uns selbst vielleicht noch verborgenen Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen sind die Ursache, daß dieses oder jenes Erleb=



Maurifcher Turm.

nis diese oder jene Bedeutung für uns er-

Statt diesen, nach Gattikers überzeugung, für seine künstlerische Entwicklung schließlich ganz belanglosen äußern Werdegang darzustel= Ien, teilen wir unsern Lesern sein einzigartiges Pekenntnis im Wortlaut mit: "Nicht aus Liebe zur Kunst, aus Freude am Zeichnen und Ma-Ien bin ich Künstler geworden — sofern ich mir diese Bezeichnung beilegen darf —, sondern aus Freude an der Natur, an der Landschaft. Ich gestehe es ganz offen, die gesamte Runst wäre mir höchst "Schnuppe" oder, um es mit einem schweizerischen Ausdruck zu sagen, voll= kommen "Burscht", und ich wäre nie Maler geworden, wenn es keine Landschaftsmalerei gäbe. Als ich, ein "grüner Heinrich", mit 19 Jahren nach Dresden fuhr, um an der dortige Akademie zu studieren, machte ich in München einen Tag Aufenthalt. Ein Freund führte mich durch die alte Pinakothek; aber alle die bier ausgestellten Bilder von alten Meistern langweilten mich höchlichst, und ich wurde immer deprimierter, bis mich mein Freund in die Schack-Galerie führte, wo ich zum erstenmal die Böcklin'schen Bilder sah, in denen die Landschaft dominiert. "Ja, das ist das, was ich meine," äußerte ich mich gegen meinen Freund. Sicher



Selbengrab.

ist Böcklin berjenige Künstler gewesen, an dem ich mich am meisten "gebildet" habe. Gleichswohl wird man in meinen Bildern nichts sinden, was an ihn erinnert, wie ich auch nie verssucht habe, ihn nachzuahmen, Böcklin'sche Landschaften zu malen: dazu war mein künstlerischer Instinkt zu gesund. Ich habe seine Landschaften sten stets nur studiert, um durch sie zu einer besseren Kenntnis der Natur zu gelangen, um

durch sie sehen zu lernen. Denn uns die Augen für die Welt der Erscheisnungen zu öffnen, uns sehen zu lehsren, zu Schauenden zu machen, das ist und bleibt stets die wesentlichste Aufgabe der Malerei. Dazu ist sie uns gegeben, nicht aber, um über sie zu schreiben und zu schwahen. Nur durch Schauen lernt man die Kunst verstehen und nicht durch Vorträge, Kunstkritistern und Bücher; und nur in dem Maße, als wir wirklich etwas von Kunst verstehen, sind wir Sehensde, Schauende auch im Leben.

Nachdem ich durch Bilder von Böcklin, Stäbli und hundert andern guten Künftlern sehend geworden, war fortan die Natur meine einzige Lehrmeisterin. Ihr steht jeder Künstler, der einen richtigen Werdegang hinter sich hat, in drei verschiedenen Phasen gegenüber: Zuerst ver sucht man sie nachzubilden, dann kann man sie nachbilden, zuletzt, als Meister, gestaltet man sie nach seinent eigenen Sinn. Nicht das Handwerkliche, nicht Technik oder Virtun= sität sind das Entscheidende, ob einer ein Rünftler sei oder nicht, sondern ob er sich eine eigene Naturanschau= ung erworben hat. Die Beherr= schung des Technischen bleibt stets eine unbedingte Voraussetzung; die selbständige Anschauung aber macht den Künstler zu einer fün stler i= schen Persönlichkeit.

Die Kunst liegt in der Natur, und wer es versteht, sie herauszureißen, der hat sie. Dieses Wort Albrecht. Dürers wird ewig seine Geltung haben, solange es eine wahre Kunst gibt. Heute studieren die Künstler lieber die Kunst als die Natur; man könnte beinahe sagen, die Natur sei

bei der Kunst in Verruf gekommen.

Goethe hat gesagt: "Die Natur ist eine Gans; man muß sie rupfen." Das will sagen, man muß sie als Kunstwerk von allem Unwesentlichen und Zufälligen befreien. Die Desinition, Kunst sei Stoff (Natur) verzehrt durch die Form, ist die Definition der Artisten in der Kunst; wirklich Geltung hat sie nur für das Kunstgewerbe und die dekorative Kunst. Das



Die Faletiche am Uetliberg.

bei ist es beim "Verzehren" nicht einmal geblie= ben; man ist vielfach zum "Berzerren" überge= gangen. Die Natur wird vielfach nur noch als Berrbild wiedergegeben.

Lassen wir uns nicht durch Snobisten, Kunst= schwäßer und l'art pour l'art-Künstler irre ma=

chen: Kunst wird immer nur da sein, wo äußerlich oder innerlich Ge= schautes so gestaltet wurde, daß es uns (durch seine Neuorganisation. Der Red.) so suggeriert, als hätten wir es selbst gesehen und erlebt, und diese Suggestion wird immer da am stärksten sich einstellen, wo die künst= lerischen Mittel die vollkommensten und am meisten verborgen sind." — "Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag."

Dieses Faustwort könnte man als Motto über Hermann Gattifers Le= benswerk setzen. Denn in der Tat ist es die gottgeschaffene Natur, die ihm fast ausschließlich die Motive liefert; das von Menschenhand Ge= schaffene nur insofern, als es mit der Natur eine Einheit bildet. Das

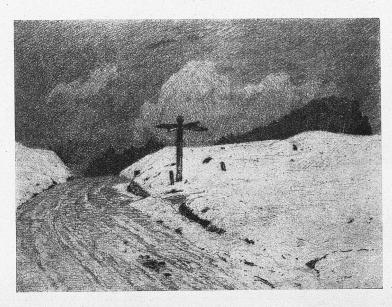
figürliche wie das erzählende Moment ist bei=

nahe ausgeschlossen.

Und der Künftler ist seiner "Richtung" treu geblieben: "Felspartie aus der fächs. Schweiz", "Abenddämmerung im Waldgebirge", "Som= mer, "Gelvitterregen", "Herbstabend", "Wol= fenschatten" usw. hießen die Titel seiner Radie= rungen bis um 1900, und seitdem malt er die Natur. Auf seiner Staffelei sahen wir zulett ein ungewöhnlich großes Bild, das einen von Tannen umfäumten mächtigen Berggipfel im Abendlicht großzügig wiedergibt. Es ist auch ein Einsamer, ein Schöpfungszeuge.

Die Liebe zur Natur, die Ehrfurcht vor dem in ihr lebenden Geist hat unsern Künstler davor bewahrt, bald diese, bald jene Richtung mit= zumachen und wie ein Chamäleon die Farbe nach der wechselnden Umgebung, nach der Mo= de zu ändern. Die Sicherheit seines Geschmackes offenbart sich schon in seinen Radierungen aus den neunziger Jahren und ebenso die edle Hal= tung, die dem feierlichen Ernft des Wollens entspringt. Die Größe der Naturanschauung aber ist das Einzigartige, Unnachahmliche und Bleibende in seiner Darstellung, wobei wir ohne weiteres zugeben, daß sie im Ausdruck einer Wandelung unterworfen ist, die immer mehr

der Einfachheit zustrebt. Um dies zu erken= nen, halte man etwa die feinst ausgearbeiteten und befanntesten Blätter "Wolkenschatten", und "Maison mysterieuse", die beide aus den neunziger Jahren stammen, mit dem späteren "Maurischen Turm", mit den Zeichnungen und



Der Wegweiser.

Gemälden zusammen, die ein beständiges Fort= schreiten zum Einfachen, Wuchtigen, Lapidaren aufzeigen. Wie in Stein geritt, sitt dieser Turm auf seinem Felsengrund, kein Strich zuviel, kei= ner zu wenig; jeder von föstlicher Sicherheit; alles Notwendige, Urnaturhafte ist gesagt; das Zufällige ausgeschieden. Dieselben Vorzüge finden sich im "Heldengrab", in den Kohlezeich= nungen "Felswand", "Rhein bei Neuhausen", "Florentiner Landschaft", sowie in den Gemälden (Eggstock, Windmühle, Bergwinter, Pizzo Cambreno, die in den nächsten Heften folgen), und man fühlt bei ihrer Betrachtung wieder einmal, daß alles Große einfach ist und einfach sein muß, weil unter dem Mannigfaltigen die Einheit des Ausdrucks wie des Eindrucks Schaden leidet.

Wie sicher sind in den Bleistiftzeichnungen die Bäume gekennzeichnet! Hat ein Hodler sie etwa mit weniger Strichen zu charakterisieren vermocht? Wie prächtig sind die Städtchen aufgebaut! Man fühlt den Adel der Kultur he= raus, der durch die breite Florentiner Land= schaft mit ihren edlen Zypressen zu uns spricht.

Der Sinn für das Heroische, der sich schon im "Heldengrab" ankündigt, deckt sich mit der Verehrung der Größe und Herrlichkeit der Natur und bewirkt bei der Wiedergabe derselben jene pathetische Steigerung, wie wir sie etwa in der modernen Literatur bei einem Conrad Ferdinand Meyer empfinden, der eine ausge= sprochene Neigung zum pathetischen Heroismus besaß. Seine heroischen Landschaften unterscheiden sich jedoch vor andern, die z. B. auf Odys= seus' Schicksale anspielen, wesentlich dadurch, daß sie durch ihre eigene Größe und Wucht hero= isch wirken, nicht durch die Legende, die sich da= ran knüpft. Man beachte, wie er z. B. im "Egg= stock" oder in der "Bernina" aus einem kleinen Ausschnitt der Natur deren Größe herausholt, indem er seine Kraft auf einem Bunkte sam= melt, die Gebirgsgruppe vereinfacht und so das Charafteristische ins übernatürlich Große stei= gert. Daß der Einsame auch der Romantif zugänglich ist, die sich vom Leben abschließt und der Seele lebt, beweisen Bilder wie "daß geheim= nisvolle Haus" "Poeta", "Burgruine" u. a. Wie aber Liebe zur Natur all diese Werke, die wir unsern Lesern vorsühren, hervorgebracht hat, ist es eine selbstverständliche Voraus= sehung, daß der Beschauer sich ihrer Vetrachtung ebenfalls mit Liebe und Unbefangenheit wid= met. Wenn er dann aus der Versenkung zu= rücksehrt, möge als Nachtlang der Inhalt jenes Liedchens seine Seele umschweben: über alles Erdenleid tröstet die Schönheit!

(Die hier genannten Radierungen können in großem Format durch alle Kunsthandlungen, in Zürich beim Mercatorium, bezogen werden.)

Goltfried Kellers Testament.

Eine Studie von G. Ammann, Richterswil, mit Bezugnahme auf den eigentlichen und den bilblichen Sinn des Wortes.

"O mein Heimatland, als ich arm doch froh, fremdes Land durchstrich, wie war da der Bettler stolz auf Dich!"

Bettler? Dieses Wort bedeutet hier kei= neswegs eine dichterische Floskel. Als armer Schlucker war der 24jährige Malstudent aus München heimgekehrt in seine Vaterstadt, deren Schulbehörde den 14jährigen ausgestoßen, einem unsichern Gaffenleben preisgegeben hatte; Hunger und bittere Not trieben ihn nun heim zu Mutter und Schwester, die schwer für ihn gedarbt, deren Kostgänger der im Un= gewissen tastende junge Mann dann abermals sechs lange Jahre geblieben. Eine Kette von Entbehrungen waren auch die Studienjahre des Stipendiaten in Heidelberg und Berlin, wie in des angehenden Dichters Selbstbiographie und in seinen hinterlassenen Briefen immer und immer wieder zu lesen steht. Verschuldet bis über die Ohren, arm wie eine Kirchenmaus auch in Berlin! Arm, — doch — froh! Froh auch in den magern Jahren der Not, froh im zuversichtlichen Bewußtsein innerer Kraft, im ahnungsvollen Gefühl des zum Teil noch schlummernden Genies!

Langsam, wie "Harthold, das desto länger brennt", war diese Kraft gewachsen. Und als der 36jährige 1855 zum zweiten Male heim=fehrte, da tat er es, wenn auch abermals mit leerem Beutel, doch aufrechten Hauptes, hatte doch inzwischen das literarische Deutschland einstimmig den Verfasser des "grünen Hein-

rich" und der "Leute von Seldwyla" mit dem Lorbeer befränzt. In frohem Behagen, wenn auch lange Zeit ohne klingenden Erfolg, wurde nun weiter gearbeitet, politisiert und ge= legentlich — es waren ja die Jugendjahre des schweizerischen Bundesstaates, — bei festlichem Anlaß auch pokuliert. Bis im Jahre 1861 die Türe der Staatsschreiberei zu sicherm Unter= kommen und zu geordneter Tätigkeit sich öff= nete, auf 15 Jahre, die zugleich für fortgesetzte Aussaat auf literarischem Boden von tiefgrün= diger Bedeutung waren, indem die Dichtungen des letzten Lebensabschnittes unseres Meisters, 76-90, nach Keimanlage und Stoff noch in die Staatsschreiberjahre zurückgreifen. So konnte der "arme Schlucker", der am 20. Geburtstage zwischen Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen nur einen rostigen Baten in der Hosen= tasche gefunden, am 70., als dem letzten seines Lebens, auf eine Ernte hinblicken, wie solche nur wenigen Sterblichen vergönnt ist; und als der greise Dichter in Anwesenheit von Arnold Böcklin und Prof. Schneider sein Haus bestellte, da setzte er zum Erben seiner Hinterlassenschaft den Hochschulfonds des Kantons Zürich ein, mit der Bestimmung, daß der Stadt Zürich seine ganze Bibliothek nehst Ehrengaben zukommen sollte, und daß ferner vom Rein= vermögen, nach Ausrichtung verschiedener Le= gate, die Hälfte an den eidgen. Winkelried= fonds abzuliefern sei. "Da ich", fügte der Te= stator bei, "nie Gelegenheit hatte, meinem Ba= terland gegenüber die Pflichten als Soldat ab-